

Musik, Liturgie und Glaubenserziehung

Bruce T. Morrill

I. Aus einer missverstandenen Auffassung von Liturgie, Jugend und Musik lernen

„Wie fühlen Sie sich dabei, eine richtig ‚rockige‘ Messe zu feiern?“ Der musikalische Leiter der „Life Teen Mass“ äußerte die Frage selbstgefällig in ein Handmikrofon des Typs, den man aus den damals in Amerika populären Konfrontations-Talkshows kannte. Dann hielt er mir das Mikrofon vor den Mund und warf den Hunderten von jungen Menschen, die vor uns saßen, einen verschwörerischen Blick zu. Obwohl ich mich nicht mehr an den exakten Wortlaut erinnern kann, mit dem ich diese Frage an jenem Sonntagabend vor sieben Jahren beantwortete, weiß ich doch noch genau, dass ich mich damals fragte: „Wie konnte ich nur jemals in diese unglückliche Lage geraten?“

Als ich vor Beginn der Messe im hinteren Teil der Kirche stand und gerade mit den jugendlichen Lektoren, Messdienern und Akolythen einziehen wollte, wurde ich zu meiner Überraschung vom musikalischen Leiter nach vorne gerufen. Ich fühlte mich unwohl, als ich ganz alleine durch das Kirchenschiff schritt, vollständig für die Zelebration mit Albe, Stola und Messgewand bekleidet. Als ich kurz vorher an diesem Abend in der Kirche eingetroffen war, hatte mich der Jugendseelsorger, ein Mann um die dreißig, der auch als musikalischer Leiter der „Life Teen Mass“ fungierte, gefragt, ob ich etwas dagegen hätte, einige Fragen zu beantworten, so dass die Leute mich etwas besser kennen lernen könnten, bevor wir zusammen die Messe feierten. In der Tat war ich der Gemeinde eigentlich vollkommen fremd. Ich, Jesuit und Priester in der Vorbereitung auf die Promotion in Systematischer Theologie und Liturgie an der Emory University, reiste zu jener Zeit im Umland von Atlanta umher und half an den Wochenenden in Gemeinden aus, die keinen Priester hatten. Damals praktizierten einige römisch-katholische Gemeinden der Diözese die „Life Teen“-Methode.

Die größte Ironie in diesem der Messe vorgelagerten Interview lag vielleicht darin, dass diese minimale Information über meine Person alles war, was den musikalischen Leiter und Jugendseelsorger von mir interessierte. Es lag ihm stattdessen vielmehr daran, mir davon zu erzählen, wie radikal sich die bevorstehende Messe von den normalen Erwartungen unterschied, und er fragte mich dann nach meiner Einstellung dazu. Ich fühlte mich in der Defensive, und so antwortete ich recht verkrampft, dass es mir eine Ehre sei, an diesem Abend der

Messe als Priester vorzustehen, und dass ich sicher sei, dass alle Teilnehmer ihren sonstigen Pastor vermissten, der mir seinerseits in warmen Worten mitgeteilt hatte, welche Freude es ihm immer bereite, mit der Gemeindejugend die Messe zu feiern. Grinsend blickte der Seelsorger in das Publikum, als er zu mir sagte, „Hat ihnen schon einmal jemand gesagt, dass Sie ihn an Jerry Seinfeld erinnern?“ Ein Junge, der mit weiteren fünf oder sechs jungen Leuten in den ansonsten leeren vorderen Reihen Platz genommen hatte, rief: „Eher an George Castanza!“ (Seinfelds kleiner, glatzköpfiger Kumpan in der bekannten und beliebten Fernseh-Sitcom, dessen körperliche Eigenschaften meinen wirklich nicht unähnlich sind.) Keiner lachte.

Nicht von ungefähr fühlte ich mich während der Messe recht unwohl. Nicht nur, dass es mir peinlich gewesen war, in liturgischen Gewändern vorne zu stehen und wie in einer Fernsehtalkshow interviewt zu werden, nicht nur, dass ich mich von den Fragen des Seelsorgers und der Witzerei des Teenagers gedemütigt gefühlt hatte, es blieb mir auch nichts anderes übrig als wiederum in totaler Stille zurück nach hinten zu gehen, wobei ich nicht mehr sicher war, was wir als versammelte Gemeinde und als deren „Messdiener“ eigentlich im Begriff waren zu tun. Der Sinn und Zweck eines Sonntagsgottesdienstes besteht darin, die Herrlichkeit Gottes, die sich in der Erlösung der Menschen offenbart, zu erleben. Durch die Kraft des Heiligen Geistes zu Gliedern von Christi Leib geworden, teilen Christen in Wort und Sakrament ein „Gefühlswissen“ von Gottes barmherziger Liebe zu uns Menschen, die uns in Gottes Erlösungssehnsucht für die ganze Welt einbezieht. Wie kann eine derart seichte Fixierung auf die Art der dargebotenen Musik (ich verwende das Wort mit Bedacht - die Gemeinde beteiligte sich nämlich während der Messe nicht hörbar am Gesang) zusammen mit auf die Jugendlichen abgestimmten Wortspielereien uns in die Feier des österlichen Geheimnisses einführen? Ich bin ziemlich sicher, dass mein Unbehagen hinsichtlich der Situation, wenn auch aus anderen Gründen und auf unterschiedliche Weise, von vielen Teilnehmern der liturgischen Gemeinde geteilt wurde. Der musikalische Leiter hatte der Messe einen Ton verliehen, der nichts Gutes verhieß im Hinblick darauf, diese jungen Menschen an den Glauben heranzuführen, d.h. an die Aussicht, ein Wort der Erlösung zu hören, dem wir aus eigener Kraft niemals gerecht werden könnten, und dieses Wort als das lebensspendende Vorbild für uns im Brechen des Brotes zu verstehen.

Statt dazu beizutragen, die Beziehung zwischen dem vorstehenden Priester, der Gemeinde und anderen liturgischen Dienstträgern für diese Messe am Tag des Herrn zu verbessern, hatten die Fragen des musikalischen Leiters den Eindruck vermittelt, dass eine Art von zusätzlicher Unterhaltung notwendig war, um die Messe für die anwesende Jugend attraktiv zu machen. Ich will seine guten Absichten gar nicht in Frage stellen. Eigentlich kann ich nur hoffen, dass dieser Mann davon überzeugt war, sein alternativer Eröffnungsritus der Messe diene dazu, die ansonsten statische und unverständliche Messe nach römisch-katholischem Ritus für die Teenager attraktiver und angenehmer zu machen. Solch eine Auffassung setzt jedoch voraus, dass die Jugendlichen sich nur dann

gesellschaftlich und persönlich wohl fühlen, wenn sie sich über Erwachsene lustig machen können. Es setzt des Weiteren voraus, dass die einzige Art und Weise, auf die Jugendliche zur Kommunikation fähig und bereit sind, die der in ihrer Umwelt vorherrschenden Kultur ist, eine Kultur von sich ständig verändernden Bildern, sorgfältig geplanter Zurschaustellung, Nervenkitzel und Skandal, schockierender Sprache, aufwendiger Lebenshaltung aus Prestige Gründen, athletischer Dominanz, körperlichem Wettbewerb und rhetorischer Konfrontation. Eine der charakteristischen Eigenschaften einer solchen „culture of hype“ (Kultur der Täuschungen), um einen von dem Liturgiker Don Saliers geprägten Ausdruck zu benutzen, ist die rasche, aufeinanderfolgende Erregung von „Hoch“-Gefühlen. Junge Menschen können alles, was sie wollen, bekommen, zu jeder Zeit, und sogar mehr, als sie wollen. Sie brauchen die Kirche nicht, um ihnen noch mehr des Gleichen anzubieten, und das auch noch in einer abgeleiteten und meistens gekünstelten Form. Ich glaube, das ist der Grund, warum der komödiantische Versuch des Jugendseelsorgers bzw. musikalischen Leiters nicht in einem allgemeinen Gelächter sondern in Totenstille endete. Was die Traditionen der christlichen Liturgie im Gegensatz dazu zu bieten haben, sind Modelle für Gebet, Zuhören, Singen, Bitten, Klagen und Danken, die die tiefsten Gefühle der Teilnehmer in Worte fassen.¹ Danach sehnen sich unsere jungen Menschen, auch wenn ihr äußerliches Verhalten oder ihre oberflächlich zur Schau getragenen Gefühle es während ihrer Teenagerzeit anders vermuten lassen würden.

II. Aus dem Herzen dienen und dem Herzen dienen

In den vielen Jahren, die seit dieser zum Nachdenken anregenden Erfahrung vergangen sind, hatte ich das Glück, in einem der Universität angegliederten Institut für Seelsorge unterrichten zu können. Ein Teil der großen Erfüllung und Freude, die mir meine Arbeit bereitet, resultiert aus dem reichen Austausch zwischen meiner historischen und theologischen Forschung über die sakramentale Liturgie einerseits und dem Reichtum der praktischen Erfahrung, die meine Studenten und Kollegen (Pastoralreferenten und Religionspädagogen) mit mir teilen, andererseits. Im restlichen Teil dieses kurzen Artikels möchte ich drei entscheidende Erkenntnisse mitteilen, die ich von einigen dieser Studenten und Kollegen gelernt habe, und sie mit Hilfe von Einsichten aus der wissenschaftlichen Literatur zur Religionspädagogik und liturgischem Amt fundieren.

„Du musst mit dem Herzen anfangen.“ So lautet die fundamentale Prämisse dafür, die Menschen mit Hilfe der liturgischen Musik an den Glauben heranzuführen für Denise Morency Gannon, einer erfahrenen Kirchenmusikerin und Komponistin, die zur Zeit einen Lehrauftrag für Liturgische Musik an einer Katholischen Hochschule innehat. In der Erkenntnis der Kirchenmusikerin, dass die Haltung, mit der man liturgische Musik macht, greifbare Ergebnisse bei den Kindern, die man unterrichtet, hinterlässt, drückt sich ein starkes Verantwor-

tungsbewusstsein aus: „Was du tust, ist das, was sie lernen.“ Während sie ihr vorrangiges Ziel in ersten Jahren ihrer Tätigkeit als Kirchenmusikerin darin sah, den gesangstechnisch besten Kinderchor der Diözese heranzubilden, begriff Gannon im Laufe der Zeit, dass ihre pastorale Aufgabe darin besteht, dazu beizutragen, Kinder und Erwachsene zu einer Gemeinschaft des Gebets zusammenzuführen. Das zieht die Erkenntnis nach sich, dass Musik eine emotionale Aktivität ist. Darin liegt die Macht der liturgischen Musik, den Charakter der Menschen, ertragreich und oft unmerklich, in Bezug auf die Vorbilder des göttlichen Anrufs und der menschlichen Antwort, die der christliche Gottesdienst umfasst, zu prägen. „Zu oft vergessen wir, dass wir emotionale Wesen sind, nicht nur rationale und denkende. Das Herz will auch zu seinem Recht kommen.“

Gannons angewandte Überzeugung von der positiven, wenn nicht sogar wesentlichen Rolle der Emotionen bei der Entwicklung der Werte und Glaubensüberzeugungen der Menschen durch liturgische Musik wird wissenschaftlich belegt in den Arbeiten von Fred Edie, einem Professor für Religionspädagogik und Jugendseelsorge. Auf dem Hintergrund wissenschaftlicher Disziplinen wie der Anthropologie, Neurobiologie, Soziobiologie und kognitiver Psychologie demonstriert Edie, wie die Hegemonie des kartesischen Dualismus – die Rationalität über die Affektivität zu stellen – in den Theorien der Religionspädagogik und Moralentwicklung an ihre Grenzen gestoßen sind. Forschungen auf zahlreichen wissenschaftlichen Gebieten belegen die fundamentale Rolle der Emotion im Denken, im Wollen und im Selbstbewusstsein der Menschen, Aktivitäten, die alle miteinander in Beziehung stehen.

„Das Gefühl liegt im Kern unserer Menschheit. Wenn das so ist, dann muss die Liturgie, oft bezeichnet als ‚exzessiv emotional‘ oder ‚überwiegend Schauspielerei‘, als ein zentraler Kontext für die Bildung des christlichen Charakters gerade wegen dieser Anspielungen neu überdacht werden.“² Parallel dazu sieht Charles Foster eine intrinsische Verbindung zwischen Denken und Fühlen bei der Religionsentwicklung. „Sinngebung funktioniert durch das Zusammenspiel von kognitiven und affektiven Handlungen. Anders ausgedrückt, wird unser Wissen und Tun durch unser Gefühl intensiviert und, umgekehrt, erklären sich uns unsere Gefühle durch unser Wissen. Ihre gegenseitige Abhängigkeit ist eine notwendige Bedingung für die Verpflichtung, die für unser Handeln den Ausschlag gibt.“³ Nach Fosters Theorie der auf Ereignissen basierenden Pädagogik wachsen die Gläubigen gleichsam in einem „gelebten Glau-

Der Autor

Bruce T. Morrill SJ wurde 1959 geboren und ist Jesuit und Priester. Er machte seinen Magisterabschluss der Kulturanthropologie an der Columbia University und promovierte zum Doktor der Theologie an der Emory University. Als Angehöriger der Theologischen Fakultät des Boston College hält er als Gastprofessor im Jahr 2002 Vorlesungen im Centre for Religion, Ethics, and Culture am College of the Holy Cross in Worcester, Massachusetts. Veröffentlichungen: *Anamnesis as Dangerous Memory: Political and Liturgical Theology in Dialogue* (Collegeville 2000); (als Mitherausgeber:) *Bodies of Worship: Explorations in Theory and Practice* (Collegeville 1999); *Liturgy and the Moral Self: Humanity at Full Stretch before God* (Collegeville 1998); sowie zahlreiche Artikel und Rezensionen. Anschrift: Barat Jesuit Community, 885 Centre Street, Newton, MA 02459, USA.

benswissen“ im Kontext einer christlichen Gemeinde auf, wobei sich die Aktivitäten des Gottesdienstes und des Dienstes an den Menschen gegenseitig übereinander aufklären.⁴

Musik ist besonders geeignet, um dem menschlichen Heiligungszweck des christlichen Gottesdienstes zu dienen. Mit seinem Artikel hat John Witvliet kürzlich einen Beitrag zu der zunehmenden Menge an Literatur⁵ über die wichtige Rolle der Musik in der Liturgie geleistet: „Den Text einmal ganz außer Acht gelassen, stellt die Musik für sich allein bereits eine bedeutungsvolle Sprache dar. Sie ist mehr als nur die Verpackung eines Textes. Die Musik, die wir singen, prägt die Gemütslage unserer Seele. Sie gibt den Texten einen emotionalen Inhalt. Sie interpretiert sie. Jedes der musikalischen Elemente besitzt Macht und Kraft: Melodie, Rhythmus, Harmonie.“⁶ Das weist auf die enorme Bedeutung des Musikstils und der Auswahl der Musik hin. Schlechte Musik kann von der Ausdruckskraft eines Gebetstextes ablenken. Das ist das Problem bei der Verwendung von Rockmusik in der Liturgie. Forschungen zu den körperlich-neurologischen Auswirkungen des harten, anhaltenden Rhythmus der Rockmusik haben herausgefunden, dass sie einen abstumpfenden Effekt auf die kortikalen Funktionen des Ohres und dadurch auch auf das Gleichgewichtssystem des Körpers hat. Bei Menschen, die von derartiger Musik überflutet werden, wird das Denken ausgeschaltet. Melodische Musik, reich an Obertönen andererseits regt das Gehirn an und erhöht das körperliche und geistige Bewusstsein.⁷ Zusammen mit einem Schrifttext (z.B. dem Taizé-Gesang „Jesus, Remember Me“) oder einem Gedicht, das auf einer großen spirituellen Tradition gründet (z.B. die Shaker-Hymne „How Can I Keep from Singing“) vereinigt die Musik eines guten Kirchenliedes die Mitglieder einer liturgischen Versammlung durch eine körperliche Gewöhnung an den Klang, die es ihnen erleichtert, die Aussage des Textes auf ihr Leben zu übertragen. Daher rührt die Stichhaltigkeit von Gannons Wertschätzung der Emotion und der Absicht, in der liturgische Musik gemacht wird, sowie ihre darüber hinausgehende Überzeugung von der Wichtigkeit, mit der Gemeinde ein musikalisches Repertoire aufzubauen, das Kinder und Erwachsene in einer Glaubensgemeinschaft im Laufe der Zeit miteinander teilen können. Vertraute Musik ist von unschätzbarem Wert für eine Liturgie, die auch in Zeiten der gemeinschaftlichen oder persönlichen Krise gefeiert wird. Nur die Musik kann, indem sie den Körper in gleiche Schwingung versetzt und den Geist durch harmonische Töne hebt, die einzelnen Persönlichkeiten in einer großen Gemeinschaft wie dem Leib Christi miteinander vereinen.⁸ „Die Gemeinschaft“, so sagt Gannon abschließend, „ist der Schlüssel.“

III. Gemeinschaften des Glaubens, nicht Angebote für „Bedürfnisse“

Bei der Weiterentwicklung seiner These, für die religiöse Erziehung sei die Glaubensgemeinschaft der Kontext und die Sendung zum Dienst an Gott und den

Menschen der Antrieb, verwirft Foster den bedürfnisorientierten „Bereicherungs“-Ansatz, der die christliche Religionspädagogik in den letzten Jahrzehnten sehr entstellt hat. Indem sie die kollektive Erinnerung und den biblischen Gehalt der Tradition zur Seite drängt, verlagert die Bereicherungspädagogik das Augenmerk auf die Bedürfnisse der Lernenden, die „primär in psychologischen Kategorien definiert sind“ und „manchmal von der religiösen Sprache verborgen werden“. Werbekampagnen werden gestartet, um Kirchenmitglieder zur Teilnahme an Kursen zu bewegen, die versprechen, ihre Wünsche und Bedürfnisse aufzugreifen. Indem sie das tut „tendiert die Bereicherungspädagogik eher in Richtung der Dynamik der Unterhaltung, als auf eine Veränderung des Lebens hinzuzielen. Angestrebt wird ein momentaner Wohlfühleffekt und die Förderung der Selbstachtung der Schüler.“⁹ Ironischerweise scheint das eher zu einer weiteren Isolation von Eigenidentität und Entscheidungskompetenz in einer bereits fragmentarischen Kultur zu führen, als zu einem befreienden Sichüberlassen an die Weisheit einer Tradition, die mit der Zeit kritisch und vertraut mit anderen geteilt wird.

Michael Corso, lange Jahre religionspädagogischer Leiter in einer aufblühenden Bostoner Gemeinde, kann das Scheitern dieses Entwicklungsmodells bezeugen. Vor einigen Jahren richtete seine Gemeinde eine monatliche Sonntagabendmesse ausschließlich für Teenager ein. Die Musik war symphonisch und wurde von einer Gruppe Jugendlicher dargeboten, die verschiedene Musikinstrumente spielten. Nach ein paar Jahren musste das Angebot eingestellt werden. Die Seltenheit dieser besonderen Messe sowie die Unverbundenheit ihres musikalischen Repertoires mit dem der größeren Kirche verhinderten, dass sich aus der Zielgruppe eine wirkliche Glaubensgemeinschaft bildete. An Stelle dieser Messe bietet die Gemeinde nun jeden Sonntagabend eine Familienmesse an, bei der die Jugendlichen die Verantwortung für die liturgischen Dienste übernehmen, zusammen mit ihren Familien Gottesdienst feiern und sich eine solide Auswahl an zeitgenössischer und traditioneller Musik aus einem der besseren amerikanischen Gesangbücher aneignen.

Seit mehr als zehn Jahren ist Corso ebenfalls verantwortlich für die Sonntagmorgenmesse, die von Familien mit Vor- und Grundschulkindern besucht wird. Mehr als 300 Eltern und Kinder strömen jede Woche in die Krypta der Kirche. Corso sieht die Aufgabe dieser Liturgie allein darin, eine Gemeinschaft aufzubauen. Als ich genauer wissen wollte, was er unter „Community“ (Gemeinde/Gemeinschaft) versteht und warum sie ihm so wichtig ist, erklärte er: „Mit so vielen kleinen Kindern kann es da unten ganz schön chaotisch werden. Aber ich habe beobachtet, wie meine zwei Töchter im Lauf der Jahre zu dem Verständnis gelangt sind, dass die Gemeinschaft der Gläubigen der Ort ist, an dem wir und durch den wir Gott begegnen können. Sie haben gelernt, dass Beten, Singen und Gemeinschaft Erleben das ist, was wir einmal in der Woche tun, um mit Gott zusammen zu sein und uns zu vergewissern, dass Gott uns in der kommenden Woche begleitet.“

Die intrinsische Beziehung zwischen Gottesdienst, Erlösung des Menschen und biblischer Gerechtigkeit, die als frohe Botschaft für die Armen verkündet wird, wird auch den Familienmessbesuchern zum Bewusstsein gebracht, wenn Corso

und seine Kollegen in die Sonntagsmesse Ereignisse des Kirchenjahres einbauen. Er erzählte mir, dass im letzten Jahr während der Fastenzeit große Säcke mit Reis und Bohnen in den Altarraum gestellt wurden. Jeden Sonntag kamen Kinder und ihre Eltern nach vorne und holten sich soviel von jeder Sorte ab, wie sie meinten, für ein einfaches Essen am darauf folgenden Freitagabend zu brauchen. Die ritualisierte Erfahrung, die Menge tatsächlich in der Kirche abholen zu müssen, war, wie Corso deutlich macht, entscheidend für das Gelingen der Aktion. Hätten die Familien lediglich versprochen, nur Reis und Bohnen zu essen, die sie dann im Supermarkt gekauft hätten, hätte ihnen die symbolische, aber sehr wirklichkeitsnahe Erfahrung gefehlt, für ihre Nahrung von einer kommunalen Quelle oder einer karitativen Organisation abhängig zu sein, wie es eben viele arme Menschen sind. Die Familien wurden aufgefordert, den Geldbetrag, den sie ansonsten für ein Essen am Freitagabend ausgegeben hätten, den Armen durch eine der zahlreichen Hilfsorganisationen zu spenden. In diesem leuchtenden Beispiel für das, was Foster unter „ereignisbasierter Pädagogik“ versteht, wird diesen Kindern die gegenseitige Abhängigkeit von Gott auf eine Weise vor Augen geführt, die ein Kurs über die Armut in der Welt und ein Referat über die Bibel und die Nächstenliebe es bei ihnen selbst niemals erreichen könnten.¹⁰

IV. Singen mit den Heiligen

Corso räumt ein, dass von den Gemeindemitgliedern und auch den pastoralen Angestellten im Lauf der Jahre immer wieder die Befürchtung geäußert wird, dass die besondere Sonntagmorgenmesse für die Familien mit Kindern diese Generation im Grunde von der größeren Kirchengemeinde trennt. Das eigentlich positive „Problem“, mit dem speziell diese Gemeinde zu kämpfen hat, ist, dass die Gemeindemitgliedszahlen so stark zunehmen, dass der Platz in der Hauptkirche für alle zu eng wird. Somit sind Messen für bestimmte Gruppen in der Krypta nicht nur ein zusätzliches Angebot, sondern zu einer Notwendigkeit geworden. Um die Gemeindemitglieder dabei zu unterstützen, sich über Generations- und Gesellschaftsgrenzen hinweg zusammenzufinden, haben die pastoralen Mitarbeiter „Faith sharing“-Gruppen mit jeweils acht bis zwölf Teilnehmern organisiert, die sich innerhalb der Woche zu unterschiedlichen Zeiten treffen. Die Leute treten den Gruppen je nachdem, wie ihr eigener Terminplan es zulässt, bei. Dadurch ist ein großes Maß an Mischung hinsichtlich Generationen, Geschlechtern usw. gewährleistet. Über diese synchronische Sorge hinaus hofft Corso jedoch auch, dass bei den an den Familienmessen teilnehmenden Familien die starke und bleibende Überzeugung wachsen wird, dass sie Teil der Gemeinschaft der Heiligen sind, nicht nur der Heiligen, die ihre eigene Gemeinde und die Weltkirche in der Gegenwart umfasst, sondern auch aller Heiligen, die vor ihnen zu Christus heimgangenen sind.¹¹

Liturgische Musik ist besonders dafür geeignet, das Bewusstsein der Gläubigen im Hinblick darauf zu prägen, welches Geschenk und welche Verantwortung die

Tradition des Glaubens bietet. Andrea Goodrich, eine andere langjährige Kirchenmusikerin, hat herausgefunden, dass junge Menschen aller Altersstufen mit großer Begeisterung reagieren, wenn sie bei der Einführung eines alten Gesanges oder eines traditionellen Kirchenliedes die historischen Ursprünge des Stückes erklärt und die jungen Sänger einlädt, einmal über die Tatsache nachzudenken, dass dieses Musikstück in manchen Fällen schon seit vielen Jahrhunderten von gläubigen Menschen gesungen wird. Eine grundlegende Prämisse ihrer Arbeit mit ihrem Kinderchor ist die Auffassung, dass die Musik, die sie in der Liturgie machen, Gebet ist und dass der musikalische Dienst des Chores darin besteht, die gesamte Gemeinde in ihrem inständigen Gottesdienst zu führen. Goodrich stellt fest, dass die Kinder von der Erkenntnis begeistert sind, dass sie ihre eigenen Geschwister, Eltern, Lehrer und andere Erwachsene „führen“ können. Das Wichtigste ist, jeden Eindruck zu vermeiden, dass ihre Aufgabe Unterhaltung bieten soll. Sie hat im Lauf der Zeit herausgefunden, dass diese fehlgeleitete Wahrnehmung eines Kinderchores oft eher in den Köpfen der Eltern als in denen der Kinder selbst vorherrsche. Goodrich geht an ihr Ziel, nämlich die Kinder dahin zu führen, die Musik für die Gemeinde und mit ihr zu beten, heran, indem sie die Probe als eine Zeit gestaltet, in der sie die Kinder in die Welt des musikalischen Textes einführt. Hierzu lässt sie die Kinder darüber nachdenken, was der Text mit ihrem eigenen Leben zu tun haben könnte („Wollen wir wirklich, dass Jesus zu uns herunter kommt? Warum möchten wir, dass er das tut?“) und fordert sie dann auf, sich vorzustellen, wie andere Gemeinden diesen Text schon seit tausend Jahren beten (in diesem Fall war es das Adventslied „O komm, o komm, Immanuel“). Zu Beginn der Fastenzeit überrascht sie die Kinder mit der Information, dass sie nun einige Worte Griechisch lernen werden, wodurch sie sich mit Menschen aller Jahrhunderte und aller Teile der Welt verbunden fühlen können. Die Kinder reagieren mit großer Begeisterung auf diese Art des Unterrichts. Die ihrem Gesang unterliegende Gebetshaltung wird in der Liturgie deutlich spürbar.

Ogbleich Goodrich einen gewissen Wert darin sieht, speziell für kleinere Kinder geschriebene Lieder in der Feier der Messe einzusetzen, richtet sich ihr vorrangiges Engagement seit einiger Zeit darauf, Kinder und Eltern in der, wie sie sagt, „kollektiven Erinnerung“ der Kirche auszubilden, wobei die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres die Menschen auf den Stationen ihres Lebens begleiten und prägen können.¹² Auch wenn neue Kompositionen dem Gottesdienst einer Gemeinde die nötige Vitalität verleihen, dürfen Kinderlieder nicht dazu verleiten, mit der Liturgie zu spielen. Denn schließlich besteht der Zweck der liturgischen Musik darin, die Liturgie dabei zu unterstützen, „uns zu spielen“, uns mit der Zeit in dem Glauben zu formen, den wir für das Leben der Welt spielen.

¹ Vgl. Don E. Saliers, *Liturgy in a Culture of Hype: Notes on Restraint and Exuberance*, in: GIA Quarterly (Herbst 1995) 8-10; ders., *Worship as Theology: Foretaste of Glory Divine*, Nashville 1994, 37-38, 146-148.

² Fred P. Edie, *Liturgy, Emotion, and the Poetics of Being Human*, in: Religious Education 96 (Herbst 2001) 484.

³ Charles R. Foster, *Educating Congregations: The Future of Christian Education*, Nashville 1994, 89.

⁴ Vgl. ebd., 12, 49, 68.

⁵ Einige Titel dieser Literatur sind besprochen in Bruce T. Morrill/Andrea Goodrich, *Liturgical Music: Bodies Proclaiming and Responding to the Word of God*, in: Bruce T. Morrill (Hg.), *Bodies of Worship: Explorations in Theory and Practice*, Collegeville 1999, 159-162.

⁶ John D. Witvliet, *Soul Food for the People of God: Ritual Song, Spiritual Nourishment, and the Communal Worship of God*, in: *Liturgical Ministry* 10 (Frühjahr 2001) 103.

⁷ Vgl. Bruce T. Morrill/Andrea Goodrich, *Liturgical Music*, aaO. 162-164.

⁸ Zu einer Erklärung der Konzeptionen der Auswirkungen und der Intentionalität des Musizierens vgl. ebd., 165, 170-171.

⁹ Charles R. Foster, *Educating Congregations*, aaO. 27-28.

¹⁰ Vgl. ebd. 38-46, 93-96.

¹¹ „Das schönste aller Geschenke an die Welt, die sich im christlichen Erbe finden lassen, ist vielleicht sein Gemeinschaftssinn. Seine Verheißungen begegnen den Botschaften der Fragmentierung und der Gewalt, die soziale Beziehungen dominieren. Er durchbricht unsere starren Unterscheidungen nach Rasse, Kultur, Klasse, Geschlecht und Fähigkeiten, um die notwendige gegenseitige Abhängigkeit aller Menschen zu feiern. Er stellt unserer menschlichen Neigung zu Streit und Differenzen die Bestätigung entgegen, dass wir alle Kinder Gottes sind. Demnach haben wir alle eine ‚gemeinsame Herkunft‘. Wir teilen ein ‚gemeinsames Erbe‘, das aus Gottes Kreativität entspringt und über alle Jahrhunderte und Nationen verteilt ist. Wir ‚haben eine gemeinsame Erfahrung‘ - eine Einsicht, die für diejenigen von uns, die wir im 21. Jahrhundert leben, zunehmend realer wird.“ - ebd., 56.

¹² Vgl. Fred P. Edie, *Liturgy*, aaO. 485-487; Charles R. Foster, *Educating Congregations*, aaO. 45, 62-64; John D. Witvliet, *Soul Food*, aaO. 104-106.

Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Kett

Erziehung zum interreligiösen Dialog – eine dringende Aufgabe

Franco Sottocornola

Erziehung und Bildung haben grundlegend die Aufgabe, die menschliche Person so zu fördern, dass sie sich in einem positiven und konstruktiven Interaktionsprozess in ihr physisches und soziales Umfeld einfügt, darin harmonisch heranwächst, und beide sich gegenseitig bereichern. Mit anderen Worten: Erziehung und Bildung bringen im Wesentlichen eine Beziehung zur physischen Umwelt im Allgemeinen und zum menschlichen Umfeld im Besonderen mit sich. Mit dem